

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 17 (1927)

Heft: 38

Artikel: Der "Arzt der Berge" [Schluss]

Autor: Egger, F.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-645179>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

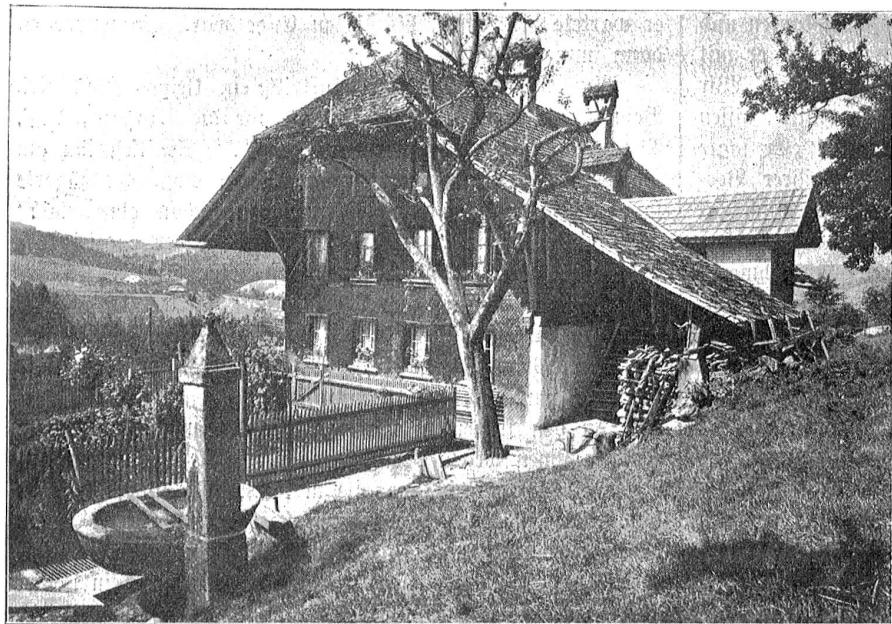
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Das Michel Schüpbach-haus in Langnau.

Hier hat der berühmte Wunderdoktor während mehreren Jahrzehnten seine erfolgreiche Praxis ausgeübt.

(Phot. Aeschlimann, Langnau.)

Der „Arzt der Berge“. Der Wunderdoktor Michel Schüpbach von Langnau.

(Schluß.) Nachdruck verboten.

Unmittelbar nach mir überreichte ihm Herr Clerc, mein Dolmetscher, ein kleines Fläschchen mit dem Wasser des armen jungen Herrn Besson, welches er am Tage vorher durch die Post erhalten hatte. Sobald es unser Doktor ein wenig geprüft hatte, sagte er: Ich habe nicht so viel Mühe, dieses Wasser zu entziffern, wie das des Herrn de Saulsure. Ich sehe klar, daß es von einer Person herrührt, welche eine schwere Krankheit hinter sich hat. Aber er ist nicht geheilt, es fehlt noch viel, sein ganzes Nebel ist ins Gehirn gestiegen, seine Gedanken sind ganz verwirrt; er hat zum Teil sein Gedächtnis verloren; wenn er nicht wahnsinnig ist, so ist er es beinahe. Aber da dieser Wahnsinn von einer Krankheit herrührt, so ist es um so leichter, ihn zu heilen. Dies setzte uns in Erstaunen. Jodermann in Lausanne weiß, daß Herr Besson, der Sohn unseres würdigen, lieben Pfarrers, im Juli und August 1773 ein schreckliches Fieber hatte, begleitet von einem beinahe fortwährenden Delirium, daß das Fieber ihn endlich verließ, daß aber die Geistesverwirrung blieb. Sobald ich von Langnau wieder zu Hause war, ging ich zu Herrn Pfarrer Besson und sagte ihm, was Michel vom Zustand seines Sohnes hielß und übergab ihm die Heilmittel, welche er mir für ihn übergeben hatte. Nachdem die Eltern, welche sehr betrübt waren über den traurigen Zustand ihres Sohnes, nachgedacht hatten, beschlossen sie, ihn nach Langnau zu senden. Er reiste gegen Ende September ab und kam, wenn ich mich nicht irre, anfangs Dezember zurück, vollständig hergestellt und so gesund, als er es je vor seiner großen Krankheit gewesen war. Ich, der am besten urteilen konnte, was mir unser Aeskulap gesagt hatte, war erstaunt vor Bewunderung und Überraschung, als ich sah, wie er so richtig geurteilt hatte, und ich konnte mich nicht enthalten, aufzustehen und mit Ausdruck auszurufen: „Himmel, was für ein Mann ist das? Dies ist ein Hexenmeister, ein Zauberer; wir wollen fortgehen, meine Tochter, ich will mich nicht in seine Hände geben.“ — Jodermann fing an zu lachen, Michel wollte wissen, was ich gesagt habe. Er lachte selbst darüber; es schien, daß meine Lebhaftigkeit ihm nicht missfiel. Er hieß mich wieder sitzen. Alsdann zog ich eine lange Denkschrift

aus meiner Tasche, welche ich ins Deutsche hatte übersetzen lassen; sie enthieilt eine genaue Beschreibung meiner Krankheit, ihres Ursprungs, ihres Fortschritts und ihrer Veränderungen. Je mehr er las, eine desto größere Zufriedenheit sah man auf seinem Gesicht, weil er die Krankheit so gut erkannt hatte. Er las meine Denkschrift dreimal zu verschiedenen Zeiten. Er gab sie auch seinem Schwiegersohn, Herrn Brum, zu lesen. Sie berieten miteinander darüber. Am Abend sagte Michel zu mir: „Ich bilde mir nicht ein, Sie ganz gesund machen zu können, aber ich hoffe, Ihnen Erleichterung zu verschaffen. Die Heilmittel, welche ich Ihnen im Sinne habe, zu geben, können erst morgen um 2 Uhr bereit sein. Ich werde in dieser Nacht ein Elixier und ein Pulver zubereiten lassen, welche für Sie passen und die ich nicht vorräufig habe.“

Doch wir haben bis jetzt genug von mir gesprochen, vielleicht sogar zu viel. Auch vom berühmten Michel

Schüpbach haben wir genug erzählt. Wir wollen noch einige Worte von seiner liebenswürdigen Frau und von seiner Familie besprechen. Es ist die zweite Frau des Michel. Von seiner ersten Frau hat er nur eine Tochter, welche, wie man sagt, sehr hübsch war. Im Jahre 1756 oder 1757 kam ein Hesse, namens Brum, Wundarzt von Beruf, in die Schweiz; er ging auch nach Langnau und besuchte Michel Schüpbach. Sie fanden Gefallen aneinander. Michel schlug dem Brum vor, bei ihm zu bleiben, indem er sagte, es wäre genug zu tun für beide. Brum nahm das Anerbieten an. Es dauerte nicht lange, so bildete sich eine lebhafte Zuneigung zwischen ihm und der hübschen Tochter Schüpbachs. Sie erwünschten ein leeres Blatt mit der Unterschrift des Vaters und füllten es mit einer Heiratseinwilligung aus. Dann, versehen mit diesem notwendigen Schriftstück, gingen sie nach Bern, um die Erlaubnis zu erlangen, heiraten zu können, ohne „verkündet“ zu werden. Sie erhielten sie und ließen sich sofort trauen. Es dauerte nicht lange, so entdeckte es Michel. Er empfand darüber einen so lebhaften Verdruss und war so tief betrübt, hintergangen worden zu sein, daß er sein im Dorf gelegenes Haus verließ, sich halb am Berg eine Art Hütte bauen ließ und dort als Einsiedler wohnen ging. Er wollte weder seine Tochter noch seinen Schwiegersohn wiedersehen und wollte seine Kunst und seine schönen Talente nicht mehr ausüben. Einige seiner Freunde, welche gerührte waren, zu sehen, wie er sich vor Kummer und Schmerz verkehrte (denn er hatte lebhafte Leidenschaften), faßten ihn am Ehrenpunkt und besonders an der Religion. Sie suchten ihn zu bewegen, arme Kranke nur aus Mitleid zu behandeln. Diese Beschäftigung ließ ihn nach und nach seinen großen Schmerz vergessen. Später konnte man ihn bewegen, seine Tochter zu empfangen. Endlich schlossen sie Frieden. Michel ließ auf dem Platz seiner Einsiedelei ein gutes Haus bauen. Es ist dasjenige, welches er jetzt bewohnt. Er überließ das andere der Tochter, und sein Schwiegersohn wohnt noch darin. Mehrere Jahre später starb Frau Brum; sie hinterließ zwei Mädchen; das eine ist jetzt 13 bis 14, und das andere 11 bis 12 Jahre alt. Ihr Großvater hat sie zu sich genommen und erzieht sie. Herr Brum hat sich wieder verheiratet. Er besucht und behandelt die Kranken, welche nicht ausgehen können, aber immer unter Michelis Leitung.

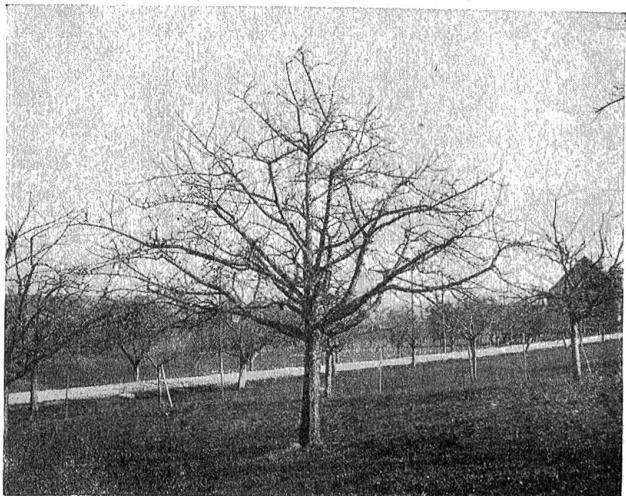
Vor ungefähr 12 bis 15 Jahren verheiratete sich der Doktor Schüpbach auch wieder. Da er keine Magd hatte,

verschaffte man ihm eine solche. Sie war so hübsch, daß er sie heiratete, sobald er ihre Vorzüge erkannt hatte. Es ist gewiß, daß, obwohl sie nur eine Bäuerin ist, sich als Bäuerin kleidet und in mehr als einem Hause Magd gewesen ist, sie doch ganz reizend aussieht. Sie kann 36 bis 40 Jahre alt sein. Sie ist noch recht frisch, hat eine schöne Gesichtsfarbe und viel Anmut. Das Sonderbarste an ihr ist das, daß obwohl als Bäuerin auferzogen, sie eine Höflichkeit, eine Aufmerksamkeit und Zuverlässigkeit hat, von welcher man überrascht und entzückt ist. Sie spricht ein wenig französisch. Wir nahmen drei Mahlzeiten bei ihr ein. Beim ersten Mittagessen waren wir 17, beim Abendessen 15 und beim Mittagessen des folgenden Tages 18 Personen. Ihr Tisch ist mit viel Ordnung und Reinlichkeit gedeckt. Man trägt das Beste aus der Metzgerei auf, ferner Fische, Geflügel, Wild, Gemüse und alles ist sehr gut zubereitet. Ihre Köchin versteht ihren Beruf aufs beste. Die Frau Doktorin (so nennt man sie) bedient und zerschneidet fast alles selbst mit viel Anmut und Geschicklichkeit. Sie gibt sehr Achtung darauf, daß jedermann gut bedient sei. Sie drängt niemanden, aber sie bietet auf einladende Art an. Ich komme zu unserm Doktor zurück; ich werde nicht müde, von ihm zu sprechen und ihn zu bewundern. Er ist immer der letzte, welcher sich zu Tische setzt und der erste, der ihn verläßt. Von 6 bis 7 Uhr morgens bis zur einbrechenden Nacht ist er ohne Unterlaß beschäftigt, die Wasser zu prüfen, welche man ihm bringt.

Einige Personen sagen, Micheli sei sehr reich. Er hat jedenfalls Vermögen erworben und er erwirbt alle Tage solches; aber ich bezweifle, daß er große Reichtümer zusammenbringt, wie man es glaubt; er hat dies auch nicht im Sinn. Dazu ist er zu gut, zu uneigennützig. Nicht nur gibt er seine Heilmittel einer Unzahl von Armen umsonst, sondern, was er während eines Jahres verschenkt, macht eine große Summe aus. Er läßt sich für seine Konsultationen nichts und für seine Heilmittel wenig bezahlen. Sein Tisch ist feiner und besser als derjenige der besten Gasthäuser und doch kostet er bei weitem nicht so viel. Es ist wahr, daß, wenn Herrschaften kommen wie z. B. die Gräfin de Brienne oder die Herzogin von Rochefort und andere ähnliche, so macht man ihm schöne Geschenke, welche er klugerweise nicht zurückweist.

Infolge der schönen Auren, seines Edelmutes, seiner Mildtätigkeit und seiner Wohltaten wird Michel Schüpbach in der ganzen Gegend und sogar weit darüber hinaus ver-

sehen derjenigen, welche von ihr abhängen, aufzählen. Ich will nicht sagen, daß es aus geschäftlicher Eifersucht sei oder aus Neid, daß er einen so großen Ruhm erworben hat oder



Schöner von Boskoop. — Solche Bäume können uns Qualitätsobst liefern.

aus Verachtung, daß er nicht mehrere Jahre an einer Universität studiert hat; wie dem auch sei, so könnte man es vielen Leuten nicht ausreden, daß er nur ein Quacksalber sei.

Wir verließen Langnau und kamen in Bern an. Als wir in den großen Speisesaal des „Falken“ eintraten, fanden wir dort Herrn und Frau du Perron aus Neuenburg. Da sie wußten, woher wir kamen, beeilten sie sich, uns zu fragen, ob wir von der Reise befriedigt seien. Da ich den Kopf noch voll hatte und betroffen war von allem, was ich gesehen und gehört hatte, sprach ich vielleicht mit Begeisterung davon. Da Herr du Perron seit längerer Zeit sehr unglücklich war, stellte er mehrere Fragen an mich. Ueberrascht von allem, was ich sagte, ging er, ohne etwas zu sagen, aus dem Zimmer hinaus, bestellte Pferde und reiste sofort nach Langnau ab.

Freitag den 17. Dezember kamen wir glücklich zu Hause an, befriedigt von unserer Reise. Wir hatten in Bern die Bekanntschaft des Herrn Rigand, Ritter von Bégnin, gemacht. Er erzählte uns, er habe den Grafen von Rohan-Chabot, seine Gemahlin und ihren Bruder, den Grafen von Tarnal, gesehen; alle drei waren entzückt über das, was ihnen Micheli über ihre Krankheiten gesagt hatte und über alles, was sie ihm hatten machen sehen. Sie riefen alle Augenblicke mit französischer Lebhaftigkeit aus: „O Wunder, Wunder! Dies ist ein Mann Gottes, das ist ein Mann, welcher mit übernatürlichen Tugenden und Kenntnissen ausgestattet ist.“ „Ah, ich würde ihm nicht den Namen „Mann Gottes“ geben, aber ich glaube, daß man ihm mit Recht den Namen „Menschenfreund“ geben kann, weil es sein größtes Glück, seine Wonne ist, ihnen Gutes zu tun. Ich habe eine solche Tat gesehen. Ein armer, mit vielen Kindern gesegneter Bauer aus der Umgegend wurde sehr gefährlich krank und seine Frau brachte dem Doktor sein Wasser. Dieser verbarg es nicht, daß es mit ihrem Manne so schlecht stehe, daß er zweifle, ihn gesund machen zu können; jedoch gab er ihr wiederholt Heilmittel. Kurz, drei Wochen später erschien der Bauer plötzlich in der Apotheke Schüpbachs: „Ah, du meine Güte, du bist da, wie geht es dir?“ „Ich befinden mich, Gott sei Dank, sehr gut,“ antwortete der Bauer, „und ich bin da, um Ihnen zu danken und um Ihnen meine Dankbarkeit zu bezeugen.“ Zu gleicher Zeit nahm er aus seinem Zwischenfach einen Hafen, welchen er ihm überreichte. Man sah sofort auf dem Gesicht des Doktors eine Freude und eine Befriedigung erscheinen, die den Eindruck erweckten, daß sicher 100 Goldstücke ihm nicht so viel



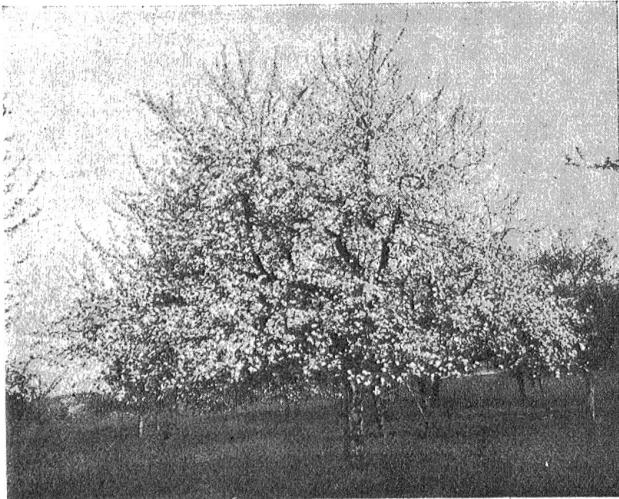
Straßenpflanzung Oeschberg-Koppigen.

Rheinischer Bohnapfel.

Chasenrainer.

ehrt. Hat er aber viel Anhänger in seinem Vaterlande, so hat er auch viele Feinde oder vielmehr Gegner. Man kann an ihrer Spitze die medizinische Fakultät und die mei-

Bergnügen bereitet hätten als dieser Hase. Er gab dem Bauern einen Taler und sagte zu ihm, er solle sich dafür Fleischsuppe und gute Nahrung verschaffen; er habe es ge-



Gravensteinerbaum.

Es ist ein Ergößen, Bäume dieser Sorte in der Blütenpracht zu sehen.

wiß nötig. Die Feinde und Widersacher Micheli Schüpbachs werden zugeben müssen, daß dieser Zug schön ist und ihm Ehre macht.

Ja, dieser Zug ist schön und macht dem Menschenfreund, der Micheli war, alle Ehre. Ach, seine Tage waren gezählt. Der gute Doktor starb am 2. März 1781 plötzlich, weggerafft von einer wiederholten Gicht, welche sich im Magen eingenistet hatte.

(Aus dem Französischen übersetzt durch Fr. Egger.)

Zur Größnung der Ausstellung „Für das Obst — Gegen den Alkohol“ in der städtischen Reitschule Bern. — 17. September bis 2. Oktober 1927.

In der städtischen Reitschule wird heute Samstag eine kleine Ausstellung eröffnet, die die volle Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit verdient. Zwei Dinge sind da einander gegenübergestellt: Obst und Alkohol. Eigentlich sollten diese Begriffe in umgekehrter Reihenfolge genannt werden; denn der Alkohol ist das Problem und das Obst dessen Lösung. Selbstredend nur dann, wenn die alkoholfreie Obstverwertung dabei in den Vordergrund gestellt wird. Wir verwandeln von einer Obsternte von circa 60,000 Eisenbahnwagen noch immer ungefähr die Hälfte in Alkohol, machen also aus einer vorzüglichen Volksnahrung zur Hälfte ein Volksgift. — Gift! Dieser Ausdruck mag vielen zu kräft erscheinen. Wir haben die Endwirkung des Alkoholgenusses im Auge, wenn er zur hemmungslosen und gedankenlosen Trinkgewohnheit eines ganzen Volkes wird. Daß der Alkoholismus als Volksseuche im Schweizerlande in geradezu erschreckendem Ausmaße grasiert, mag nur ein ganz voraussetzungloser Optimist bezweifeln; ein Blick ins tägliche Leben muß ihm sagen, daß leider die Opfer des Alkohols bei uns sehr zahlreich sind: Opfer an physischer, geistiger und moralischer Volkskraft. Die vielen Gefängnisse, Armenanstalten, Irrenhäuser, Versorgungsinstitute für allerhand Degenerierte — sie sind zu einem schönen Teil durch den Alkohol beliefert — reden eine beredte Sprache.

Die vorgeschlagene Lösung lautet: Sorgen wir dafür, daß die 30,000 Wagenladungen Obst frisch gegessen oder gedörrt oder auf eine andere Weise gärungslos konserviert werden und daß daraus nicht Schnaps gebrannt wird. Wie

dies praktisch anzupacken ist, will die Ausstellung in der Reitschule zeigen.

Unsere obersten Behörden werden sich dabei vieles merken: Sicher dies, daß es rationeller ist, den Alkoholismus durch Unterstützung der auf die alkoholfreie Obstverwertung gerichteten Bestrebungen zu bekämpfen als mit Preispolitik und Vereinbarungen mit den Alkoholproduzenten, die den Fiskus Millionen und die Volkswirtschaft noch mehr kosteten. Wir werden auf diese Fragen hier noch zurückkommen.

I. Für das Obst.

Unsere Volkswirtschaft ist auf Qualität angewiesen. Wie wollte unser armes Ländchen ohne Eisen, Kohle, Petrol, mit seinem rauen Klima, seinem steinigen und kargen Boden im Konkurrenzkampfe mit den Ländern der Ebene und der Meeresverbindungen bestehen können! Unsere Industrie und unsere Landwirtschaft haben dies längst begriffen und ihre Anstrengungen, mit geistigen Mitteln, mit kluger Überlegung, mit ausstudierten Methoden und mit fleißiger Arbeit die Erfolge zu erreichen, die andern Ländern von der Natur geschenkt werden, ist anerkennenswert, ja bewunderungswürdig.

Im Obstbau zum Beispiel marschiert unsere Landwirtschaft so ziemlich an der Spitze. Man findet nicht bald ein Land, in dem um jeden Bauernhof herum eine so gepflegte Obstbaumanlage das Auge erfreut und wo die Sorten so sorgfältig gewählt und nach der Wirtschaftlichkeit gruppiert sind. Mit Genugtuung darf die schweizerische Bauernschaft auf das im Obstbau Erreichte zurückblicken.

Wir erinnern uns der ersten Anfänge der Bewegung zur Verbesserung und Rationalisierung des Obstbaues im Kanton Bern. Es waren die Gemeinnützigen Gesellschaften in den Gemeinden, die unter der Leitung der kantonalen Dekonomischen Gesellschaft Kurse für Obstveredelung und Obstpflege veranstalteten. Die Krüppelbäume, die mit Hexenbesen dicht bepflanzten Hoffstellen verschwanden allmählich; nach dem Leitworte: Wenn du ein leeres Plätzchen hast, so pflanze einen Baum, wurden Hunderttausende junger, frischer Bäume gepflanzt; gemeindeweise wurden lange Straßenstreifen mit Obstbaumreihen versehen, alte Baumbestände mit minderwertigen Sorten umgezweit auf gute und ertragreiche. Der Obsthandel wurde organisiert und bald brachte ein schwungvoller Export Millionen ins Land. Man schätzt heute die Zahl der Apfel-, Birn-, Kirsch- und Zwetschgenbäume auf rund 14 Millionen Stück und eine mittlere Ernte auf 60,000



Besprister Gravensteinerbaum.

Dieser Baum wurde nach der Blüte und 3 Wochen später mit 2prozentiger Schwefelkalkbrühe bespritzt.

Eisenbahnwagen im Werte von circa 75 Millionen. Die Ausfuhr erreicht in guten Obstjahren 5—6 Millionen Wert, im Rekordjahr 1919 sogar 13½ Millionen.